

## Bezugs-Preis

Bei der Ausgabe über den im Stadtgebiet und den Vororten errichteten Poststellen abgezahlt: vierzig Groschen. Bei postmäßiger möglichster Aufstellung ist dies 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Österreich: vierzig Groschen. Durch englische Ausgabenanstalt im Ausland: monatlich 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint um 7/8 Uhr. Die Abend-Ausgabe Mitternacht um 8 Uhr.

## Redaktion und Expedition:

Schumannstraße 8.

Die Expedition ist Werktag ab unterbrochen, geöffnet von früh 8 bis Abend 7 Uhr.

## Filialen:

Otto Niemörs Cottbus. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 3 (Neubau).

Louis Löhrs,

Katharinenstraße 14, best. und Königstraße 7.

M 382.

## Politische Tageschau.

\* Leipzig, 29. Juli.

Die "Sammlungs-Rede" des Herrn Dr. v. Miquel hat zugleich nicht den Eindruck einer scharfen Programmfassung hervorgerufen; je mehr man sich mit ihr beschäftigt, namentlich nach dem Sondergutachten des beobachteten erkennt sie. An welcher Stelle immer man etwas Concretes hofft, stets greift man in die Luft. Die relative Vertheidigung, welcher der Abg. Krause Ausdruck gegeben hat, ist denn auch in der ganzen nationalliberalen Presse der Aussichtung gewichen, daß man so lang sei „wie zuvor“. Es läßt sich eben über das, was die „ungebürtige“ Regierung will, kein Bild und kein Wie herausfinden. Demselben Unverständnis bogenen wir in der Presse anderer Partien, und es ist fast uns gerade eine erhebliche Empfindung, vollkommen mit einem Blatt wie die „Germania“ übereinstimmen zu müssen, wenn es schreibt:

„Wir glauben best zu Tage überhaupt an kein Regierungprogramm, weil wir an keine Regierung glauben... Das Miquel'sche Programm betrachten wir, so lange Herr v. Miquel nicht politische Voraussetzung macht, nicht anders als einen Versuch, durch welche Worte, wenn dieselben auch jedes concrete Interesse enthalten, eine captatio benevolentiae nach allen Seiten auszüglich, eine Art „Schönheit“ für den neuen Kurs zu erlangen, um bei den nächsten Wahlen — mitnehmen an, daß dieselben schon in einigen Monaten stattfinden werden — die zur „Sammlung“ herbeihenden Freunde und Wähler des neuen Kurses zu gewinnen. Die Herren v. Ullrich, Dr. Roskilde und Dr. Dahn glauben schon das Best in Ihnen zu haben, und Herr v. Miquel bemüht sich, ihnen Vorwürfe zu stellen. Der politisch gebildete Wähler wird sich aber dazu nicht hingehen. Wie soll nun einer Regierung bestreiten, die nicht einmal den Nach habe, die Werte der Abschaffung der Wünste und die herrschende Conservatismus zu richten? Salbungsvolle Worte von „Sammlung“ und dabei Themen, die gerissen und erbittert!“

Wie gestagt, ganz unfeierte Meinung. Herr v. Miquel möchte die Partei in die Schelzlong in und durch die nächsten Wahlen — und sie sollen in einigen Monaten stattfinden sollen, lassen wir dahingestellt — führen. Wenn es ihm dabei gelänge, einen Reichstag zusammenzubringen, der eine entschiedene Flottemehrheit benötigte, in dem im Übrigen aber Alles beim Alten bliebe, so würden wir für unsern Theil in Abrede der Treuloseit der Schärfen und zufrischen erschienne erscheinen. Es ist aber, wenn nicht noch etwas Überraschendes geschieht, mit Sicherheit vorherzusehen, daß die Politik der künftigen Verhandlungen nach allen Seiten die Wahl eines Parlaments beginnt, das in allen Dingen, auch auf dem Gebiete der Marinefragen, unbrauchbares sein wird, als alle vorausgegangenen. Die Wissensumung in Süddeutschland und in Preußen wächst zusehends und Herr v. Miquel ist viel zu wenig klug, um ihre Quelle verstehen zu können. Er hat ja wohl, als sein Vater in den Reichstagswahl in Frage gekommen war, auf die Notwendigkeit der Durchführung gewisser konstitutioneller Grundsätze hingewiesen, aber sein — wenn auch gering — nicht feuriges — parlamentarisches Eintritt für die Verhandlungen bereit, daß auch er seine Einsicht einem höheren Willen unterordnen gewillt

ist. Es gab gewiß viele, die sich von jenem Geste, sei es in der Fassung der Regierung, sei es in der des Herrenhauses, etwas gegen die Sozialdemokratie und Mandate, die sich von einer Annahme etwas für die Sammlung der sozialdemokratischen Elemente vertraten. Das aber Herr v. Miquel wenigeßt nicht zu den Vierern zu rechnen ist, geht aus seiner ganzen Veranlagung und — falls man diese als jeder Beurteilung sich entziehend ansieht — aus seiner in den Jahren 1889 und 1890 eingenommenen Stellung zum Socialistengesetz hervor.

Ein für die nächsten Reichstagswahlen lehrreiches Beispiel liefern die Wahlvorbereitungen im Wahlkreis Hirschberg. Dort will besozialistisch der gegenwärtig das Wahlrecht vertretende Abg. Hedges nicht mehr kandidieren. Man hat deshalb schon jetzt daran gedacht, einen Erlass für ihn zu finden, um daß für die Mittelpartei eines freikonservativen Gewerber aufgestellt. Gleichzeitig verlautete, daß der vorher bereit aufgestellte Kandidat der Antisemiten, der bekannte Hamburger Führer der antisemitischen Partei Raad, zu Gunsten des freikonservativen Gewerber zurücktreten würde. Das conservative Organ von Hirschberg meidet jedoch ausrückend, daß diese Nachtracht nicht genügt und die Kandidatur Raad aufrecht erhalten werde. Nun liegen die Verhältnisse im Hirschberger Wahlkreis eigentlich. Die Mittelpartei, die Radikalen, die Socialdemokraten und die Dänen haben etwa gleichviel Stimmen hinter sich. Wird neben dem mittelparteilichen Kandidaten ein Antisemit aufgestellt, so ist die Wahrscheinlichkeit nicht gering, daß weiter der Mittelparteier, noch der Antisemit, sondern wieder der anderen Parteien in die Stichwahl gelangen. Es ist also nicht ausgeschlossen, daß durch die antisemitische Sonderpartei ein Socialdemokrat oder, was kaum weniger ungünstig wäre, ein Däne im Wahlkreis Hirschberg Aperode genährt wird; war doch der Wahlkreis bereits dänisch vertreten. Im Jahre 1881 siegte in der Stichwahl der Däne mit mehr als 900 Stimmen Mehrheit gegen den nationalliberalen Gewerber. Das die Sache des Dänentums einen gewaltigen Aufschwung in der Marktgemeinde bringen würde, wenn neben dem immer dänisch vertretenen Wahlkreis Hirschberg auch der Wahlkreis Hirschberg von den Dänen erobert würde, versteht sich von selbst. Eine Partei, die das Deutschtum nicht nur jederzeit im Munde führt, sondern schon erst angefangen das Vergnügen in Österreich seu Beweis geleistet hat, daß ihr die Erhaltung und Kräftigung des Deutschstamms am Herzen liegt, sollte deshalb auch nicht einmal zu der Möglichkeit eines dänischen Sieges beitragen. Indessen würde das Verhalten der Antisemiten im Wahlkreis Hirschberg keineswegs vereinzelt dastehen. Wir erinnern nur daran, daß sie wiederholt in dem sehr gefährdeten Wahlkreis Weimar-Bornstädt neben einem freikonservativen Gewerber einen eigenen Kandidaten aufgestellt hatten und dadurch den Sieg des politischen Gewerbers befreit hätten. Dickelemente der Partei, die das Wohl des Vaterlandes über den Parteivorteil stellen, sollten daher nachdrücklich bei der Parteileitung und bei den Gewissensgegnern haben zu warten, daß in Wahlkreisen, in denen das Deutschtum bedroht ist, die Aussicht des Sieges eines deutschen Kandidaten nicht durch Berücksichtigung verringert werde.

Ehemals schied Deutschland sich an, bei der Lösung des griechisch-türkischen Problems ein entscheidendes Wort zu

sprechen, indem es die Kontrolle über die griechischen Inseln zur Bedingung seiner Mitwirkung bei der Herstellung des Friedens im Orient mache. Das die deutsche Regierung auf diesen Standpunkt sieht, ergiebt sich u. a. daraus, daß zwei Blätter, die in Bezug auf auswartige Angelegenheiten von der Regierung informirt zu werden pflegen, die "König. Zeitung" und der "Hamburg. Correspondent" das Verhalten der Regierung in einer fast gleichartigen Weise motivieren. Die deutsche Regierung findet hierbei die gesammte öffentliche Meinung auf ihrer Seite. Von der "Kreuzzeitung" bis zur "Sieg. Ztg." wird ihre Stellungnahme als im Interesse des Friedens und der Gerechtigkeit liegend bezeichnet. Die Stellung der deutschen Regierung ist keineswegs lediglich als Wahrung des finanziellen Rechts der Gläubiger Griechenlands und des neuen Gläubigers, der Türkei, berechtigt. Sie ist auch von einem höheren politischen Standpunkte aus correct. Würde Griechenland von der Bevölkerung der Kreisgruppe ebenso leicht freikommen, wie es durch die Hilfe der Mächte die Rückerlangung von Thessalien erwünscht bat, so würden die anderen Staaten auf der Balkanhalbinsel gar zu sehr ermächtigt werden, es den Griechen an Unrechtsstiftung gleichzutun. In dieser Beziehung ist ein Interview sehrlich, daß ein Mitarbeiter des "Argos" mit dem Fürsten von Bulgarien und einem hervorragenden bulgarischen Staatsmann gehabt hat. Man hat es dem Interviewer gegenüber so nöthig gehalten, daß auf jede Weise zu entkräften, daß man nicht ebenso wie Griechenland den Frieden frivoL gebrochen hätte. Man hat aber darauf gleichzeitig dingenommen, daß man keineswegs getrieben sei, seine Hände in den Schoß zu legen. Wenn erst die griechische Frage erledigt sei, dann sollte man schon der Türkei mit mehr als 1000000000 Goldstücke ausreichendes Vermögen über den Haufen kommen. Bulgarien verlangt unter allen Umständen die Befreiung der Malezzen. Auch Ferdinand und sein Staatsmann haben ja wohl den Franzosen gegenüber ein wenig aufgedrängt, aber daß die Bulgaren um so früher geweigt sein werden, da malezianische Frage über den Haufen kommen. Bulgarien fordert für sein Verhalten zu büßen braucht, darf wohl als zweifellos angesehen werden. Es ist aber auch nicht abzuwenden, wie auf eine andere Weise, als dem deutschen Vorschlage entsprechend, die Frage der Kriegsschuldigkung gelöst werden kann. Da verlangen, daß die Türkei auf ein bloßes Versprechen Griechenland bis Thessalien räumt, wäre unbillig. Außerdem wäre es wieder fast unmöglich, daß Griechenland die Kriegsschuld bekäme und zugleich auch nur seine notwendigen Verpflichtungen bekräftigt, wenn die Türken die bestreitbare Bande befreien. Man würde sich also in einen fehlerhaften Kreis bewegen, wenn man nicht verhindern würde, die Türken möglichst rasch aus Thessalien herauszudringen und ihnen zugleich für das ihnen auf diese Weise entgegesehnte Hauptheil eine andere Garantie zu geben. Diese Garantie kann nur gegeben werden durch die Errichtung der europäischen Finanzkontrolle über Griechenland. Wohl äußern sich die griechischen Elites, daß man lieber Thessalien aufzugeben, als eine Stellung unter Vorbehalt zu gestalten lassen will, aber so wenig politische Weise auch das griechische Volk beweist, daß es wünschen wird, doch nicht, daß es in seiner Weise dieser qualifizierten Auffassung zu folgen. Es wird ja doch auch von der Finanzkontrolle das griechische Volk keinen Schaden, sondern nur Vortheil haben. Nachteil

davon werden nur die Beamten haben, die bisher vorjährig in ihre Läufe zu wirtschaftlichen verstanden. Wenn diesen Beamten das Handwerk gezeigt wird, so wird das ein weiteres Verdienst der Haltung der deutschen Regierung sein.

Die Angriffe, die der Prinz Heinrich von Orleans bei Gelegenheit seiner Reise nach Griechenland gegen die vom Adels- u. Menelik gefangen gehaltenen italienischen Offiziere gerichtet, werden ein Nachspiel haben, das zur Verbesserung der Beziehungen zwischen Frankreich und Italien jedenfalls nicht beitragen kann. General Albertone hat an dem Prinzen bereits eine Herausforderung gerichtet, und andere italienische Offiziere sind bereit, seinem Beispiel zu folgen. Die römische "Tribun" veröffentlicht auch noch ein Schreiben, aus dem ersicht, wie ungeredetsering die Angriffe des ozeanischen Prinzen waren. Es ist dies ein Schreiben des französischen Adels Oudin, der seiner Zeit von einem römischen Damencorps mit Unterführungen für die italienischen Gefangenen geschrieben wurde und dort sieben Monate zu verbrachte. Das Adels erklärte, daß die Briefe des Prinzen noch mehr Widerwillen als Entzürkung erzeugen müssten; sie seien vom Anfang bis zum Ende nichts als ein Haufen von Blögen, die durch den leidenschaftlichsten Haß und die dümmsten Vorurtheile eingezogen wurden. Hierauf widerlegt der Abbé Punct für Punkt die Behauptungen des Prinzen, latet er von dem damaligen entstallten Thürjachen auf. Die beweisenderweise dieser Rückschlüsse betrifft die angedrohten Tochte italienischer Offiziere auf König Menelik. Der Regen, so erklärt der Abbé, habe die italienischen Offiziere fast jeden Sonntag zu einem Diner geladen. General Albertone sei höchst manchmal aufgefordert worden, auf das Königs paar zu trinken, habe dies aber beharrlich abgelehnt. Nach dem Friedensschluß fanden keine darüberlungen Diner mehr statt; dagegen habe General Albertone ein solches am 21. November anlässlich des Geburtstages der Königin Margherita, den italienischen Offizieren gegeben. Bei diesem Diner, wobei auch abstimmt die Nobelpäpste, darunter Leo Joseph und Leo Gabriel, betworteten, trat der General auf die Königin, die königliche Familie, sowie auf das ägyptische Herrscherpaar. Hierauf antwortete Leo Gabriel mit einem Lach auf den Kaiser und die Kaiserin von Österreich, sowie auf das ägyptische Königshaus. Die Behauptung, daß die italienische Gesangene sich am Jahrestag des Schlachts bei Naxos beim Abgeben des Geschwafens beteiligt hätten, sei vollständig erfuhr. Einer der italienischen Offiziere habe sich persönlich davon überzeugt, daß die Geschwafen ausschließlich von Adelsfrauen bedient worden sind. Zum Schluß eines eingebundenen Schreibens erklärt der Abbé, daß der Prinz durch seine Leidenschaft, und dessen Herrschermann, der ihn in höher Absicht falsch informierte, die Ehe Frankreichs empfindlich schädigen. Man betrachtet es in Italien natürlich als sehr wertvoll, daß eine so vernünftige Widerlegung der Angriffe des Prinzen Heinrich von Orleans von einem Franzosen ausgegangen ist.

Der von dem englischen Parlamentsausschuß zur Unterföhrung des Jameson-Einfalles unterbreitete Bericht des König. Commissars Sir Richard Martin über die Privatwirtschaft der Chartered Company in Rhodesia gibt auch überzeugende Auskünfte über den Ausbruch und die Verbreitung der Kinderpest in Südostafrika. Der Bericht schildert, wie

## Zweites Kapitel.

Gleich darauf trat der General Graf Adolf Eberstein, der Vater der Comtesse, vor sich hin. Doch er verstand wurde, rief Renate plötzlich:

„Da kommen meine Gäste.“

Über die Schwelle des Salons schritt in diesem Augenblide eine Dame, geleitet von zwei Herren, die dem Fürsten und dem Comte Clarissa Hallenstein nicht Bruder und Marquis Bernier genannt wurden. Sie trugen alle drei nicht minder treue Rococoköpfe wie Renate, die Herren in geschnittenen Akrobaten mit Allongeperücke und Galanteriegegen, die Comte Clarissa Hallenstein ein Kleid in meergrünem Farben mit rothen Rosen, die einen zarten Schimmer über ihre etwas blauen Wangen legten.

„Ein paar ganz verschleierte Mädchens, die einander zur Hochzeit dienen können“, dachte der Fürst, als er sie nebeneinander stehen sah. „Brautkleid und Brautschleife, nur haben sie die Farben aufgetauscht. Das ist an ihnen schon unsozialer als vorher.“

„Nun erst sehe ich Renate von dem außergewöhnlichen Anzug der Tochter, die sich in ihrem Sessel, unbekümmert um die Begegnungshölze, zurückgedreht hatte.“

„Renate, was soll das Wasserade?“ fragte er großlach.

„Ich erwarte Gäste zum Thee, Papa, Hallenstein, Berlisch, Victoria Schleiden, den Marquis Bernier und noch mehrere andere“, gab sie gleichmäßtg zu. „Ich habe Dich nicht davon in Kenntnis gesetzt, da Du meinen Rococothesen doch immer fern bleibst.“

Der General lachte an seinem Schnurrbart, was er jedesmal zu ihm pflegte, wenn er während über etwas war, ohne den Mund zu finden, die Ursache seines Neugier fortwischte.

„Du weisst, daß Onkel Sothar heute sich angewendet hat, und daß er die Extravaganzen nicht liebt“, sagte er grämlich.

Statt zu antworten, zog Renate mit den Schultern, was deutlich genug die Grinsen seines Neugier fortwischte.

„Der Antritt des Schauspiels galt einigen neu eingetretenen Gästen des Comtes, die mehr groß als zierlich in ihren Rococoköpfen standen.“

Der Fürst kam eigentlich im Verlauf des ganzen Nachmittags nicht aus dem Erstaunen und heimlichen Entzücken heraus.

„Graude, daß er sich als Besucher in seinem schwarzen modernen Anzuge zwischen diesen farbenfärbernden Gemüten feinen Platz wieder eingenommen hatte, dachte der Fürst zurück, welsch er vor wenigen Minuten mit der Comtesse geführt hatte, während Vater und Tochter Rede und Gegenrede tauschten. Es drängte sich ihm der Gedanke auf, daß es allerdings schwierig sei, eine Harmonie zwischen zwei so ungleichen Naturen, wie Vater und Tochter aufzufinden, herauszufinden. Trocken, was in der Welt gab es engeren Beziehungen, natürlichere Bande? Es fehlte wohl der Willen zum Einanderleben.“

„Sie ist ein wunderbares Mädchen“, dachte er. „Sie hat Wiederungen. Es glitzert und funkt darin genau so, wie wenn ein Sonnenstrahl über die graue, bewegte Welle gleite. Wie sie blicken, wenn man in sie blickt.“

Trotzdem blieb er unverwandt in sie blicken, die offen auf ihn gerichtet waren. Es war ein gegenseitiges Staunen, kampfloses Brüllen. Es wich keiner von ihnen den Blick des Anderen nur durch ein Wimpernzucken aus. Beide traten voll für sich ein.

durch die historische See, die man sehr selten so zum Ausdruck gelangen sieht.“

Der General brummte etwas vor sich hin. Doch er verstand wurde, rief Renate plötzlich:

„Da kommen meine Gäste.“

Über die Schwelle des Salons schritt in diesem Augenblide eine Dame, geleitet von zwei Herren, die dem Fürsten und dem Comte Clarissa Hallenstein nicht Bruder und Marquis Bernier genannt wurden. Sie trugen alle drei nicht minder treue Rococoköpfe wie Renate, die Herren in geschnittenen Akrobaten mit Allongeperücke und Galanteriegegen, die Comte Clarissa Hallenstein ein Kleid in meergrünem Farben mit roten Rosen, die einen zarten Schimmer über ihre etwas blauen Wangen legten.

„Ein paar ganz verschleierte Mädchens, die einander zur Hochzeit dienen können“, dachte der Fürst, als er sie nebeneinander standen sah. „Brautkleid und Brautschleife, nur haben sie die Farben aufgetauscht. Das ist an ihnen schon unsozialer als vorher.“

„Nun erst sehe ich Renate von dem außergewöhnlichen Anzug der Tochter, die sich in ihrem Sessel, unbekümmert um die Begegnungshölze, zurückgedreht hatte.“

„Renate, was soll das Wasserade?“ fragte er großlach.

„Ich erwarte Gäste zum Thee, Papa, Hallenstein, Berlisch, Victoria Schleiden, den Marquis Bernier und noch mehrere andere“, gab sie gleichmäßtg zu. „Ich habe Dich nicht davon in Kenntnis gesetzt, da Du meinen Rococothesen doch immer fern bleibst.“

Der General lachte an seinem Schnurrbart, was er jedesmal zu ihm pflegte, wenn er während über etwas war, ohne den Mund zu finden, die Ursache seines Neugier fortwischte.

„Du weisst, daß Onkel Sothar heute sich angewendet hat, und daß er die Extravaganzen nicht liebt“, sagte er grämlich.

Statt zu antworten, zog Renate mit den Schultern, was deutlich genug die Grinsen seines Neugier fortwischte.

„Der Antritt des Schauspiels galt einigen neu eingetretenen Gästen des Comtes, die mehr groß als zierlich in ihren Rococoköpfen standen.“

Der Fürst kam eigentlich im Verlauf des ganzen Nachmittags nicht aus dem Erstaunen und heimlichen Entzücken heraus.

„Graude, daß er sich als Besucher in seinem schwarzen modernen Anzuge zwischen diesen farbenfärbernden Gemüten feinen Platz wieder eingenommen hatte, dachte der Fürst zurück, welsch er vor wenigen Minuten mit der Comtesse geführt hatte, während Vater und Tochter Rede und Gegenrede tauschten. Es drängte sich ihm der Gedanke auf, daß es allerdings schwierig sei, eine Harmonie zwischen zwei so ungleichen Naturen, wie Vater und Tochter aufzufinden, herauszufinden.“

„Sie fehlt wohl der Willen zum Einanderleben.“

„Sie fehlt wohl der Willen zum Einanderleben.“

Platz genommen und unterhielt sich lebhaft mit ihr. Richtig Renate überzeugte sie ihn am meisten von allen Damen im Salen. Sie war unfehlbar eine der lieblichsten Erscheinungen, die er je gesehen.

Clarissa Hallenstein hatte dem Fürsten erzählt, daß jede von den anwesenden Damen manchmal eine kostümte Theatralenzität um sich versammle, jede verschieden von der anderen, nach der eigenen Vorhaben. Aber bei jeder Gastgeberin harmonierte die Ausstattung des Gesellschaftsraumes mit der verlangten Tracht.

„Die Comtessen Verlust zum Beispiel verlangen die Tracht des Empires, in dessen Geschwad ihr Salen bis ins kleinste Detail eingerichtet ist. Graue Roben besitzt eine ehezeitliche Einrichtung, und man erkennt zu ihrem Thee in der persischen Kleidung. Baroness Schierenbach hat ein japanisches Zimmer und verlangt ein Kostüm und dem Reiche des Mikado“, plauderte Clarissa.

„Es ist sicherlich eine genial Art, Kennt